

Michael Martens

Meyers Krieg

Im März 1943 wurde in Griechenland ein Wehrmachtssoldat von Partisanen verschleppt. Ein Vierteljahrhundert lang hat sein Sohn ihn gesucht. Dann kam er ihm auf die Spur.

Der Krieg war längst vorbei und der Vater schon seit vielen Jahren verschollen, da kam eines Tages dieser Brief. Im Umschlag lag ein Foto, das eine weitläufige Landschaft zeigte. Mitten hinein hatte der Absender ein Kreuz gezeichnet, und oben am Rand stand ein Wort: Makrakomi. Irgendwo dort sei Hermann Meyer damals verschwunden, schrieb der Absender, der in der Einheit des Vaters eingesetzt gewesen war.

Das war die erste Spur. Zu Kriegszeiten, im Frühjahr 1943, war nur der Brief eines gewissen Hauptmanns Christ gekommen. Der hatte der Mutter geschrieben: "Am 30. März wurde Ihr Mann auf einer Fahrt mit drei Kameraden von Aufständischen überfallen und gefangen genommen. Ihr Mann ist seit dem Überfall nicht wieder zur Truppe zurückgekehrt und muss als vermisst erklärt werden. Es besteht trotzdem zurzeit keine Veranlassung zur Befürchtung, dass Ihr Mann nicht mehr am Leben ist. Wir halten es jedoch für unsere Pflicht, Sie darauf vorzubereiten, dass bei der Unzuverlässigkeit der Banditen mit dem Schlimmsten immerhin gerechnet werden muss."

Dieser Brief wurde in der Familie gehütet wie eine Reliquie. Jahrelang hatten diese wenigen Zeilen bei den Meyers in Niedersachsen die Hoffnung genährt. Stand nicht darin, dass es keinen Grund für die Vermutung gebe, der Vater sei tot? Und bedeutete das nicht, dass der Oberzahlmeister Hermann Meyer, geboren 1903 in Uelzen, in den Zwanzigern Mittelstürmer bei Teutonia, noch lebte?

"Die Hoffnung, dass ein Vermisster eines Tages zurückkommen wird, gibt man nie auf. Man klammert sich an jeden Strohalm. Meine Mutter hat immer daran geglaubt." Hermann Frank Meyer sieht seinem Vater ähnlich, wenn er so spricht. Wenn er erzählt und plötzlich eine Zwischenfrage stellt, als wolle er prüfen, ob sein Zuhörer ihm auch aufmerksam folgt. "Können Sie sich vorstellen, wie das ist, ohne Vater aufzuwachsen?", fragt er zum Beispiel, und dabei sieht er einen mit demselben forschenden, leise skeptischen Blick an, mit dem schon der Vater vor mehr als einem halben Jahrhundert in die Kamera geblickt hatte, als er sich in Uniform fotografieren ließ.

Oberzahlmeister Meyer trug die Uniform mit Stolz, denn er war Soldat und Nationalsozialist aus Idealismus, auch wenn er erst 1933 der Partei beigetreten war. Zum Krieg hatte er sich

freiwillig gemeldet. "Er wollte uns Kindern später erzählen können, wie er am Aufbau eines neuen Europa mitgewirkt hat", sagt sein Sohn. So hat es jedenfalls die Mutter immer erzählt.

Hermann Frank Meyer war drei Jahre alt, als er seinen Vater zum letzten Mal sah. Sein jüngerer Bruder, auf jenem letzten Heimaturlaub gezeugt, war noch nicht geboren, als der Vater in den griechischen Bergen den Partisanen in die Hände fiel. "Für mich war es eine traumatische Erfahrung, ohne Vater aufzuwachsen. Meine Kindheit in der Nachkriegszeit war sehr schwer. Die Mutter musste drei Kinder allein durchbringen. Ich ging mit 16 von der Schule, um Geld zu verdienen." Erika Meyer erzog ihre Kinder im Geist der Zeit. Disziplin, Arbeit, Sparsamkeit. Damit arbeitete Meyer sich nach oben im Wirtschaftswunderkapitalismus der sechziger Jahre, ging nach Amerika, wurde Europachef eines amerikanischen Unternehmens in Brüssel. Dann gründete er eine eigene Firma, die er später sehr gut verkaufen konnte. Er wurde wohlhabend, seine eigenen Kinder mussten nicht mit 16 von der Schule gehen.

Meyer und seine Frau leben heute im Brüsseler Stadtteil Uccle. Uccle ist das, was gemeinhin als noble Gegend bezeichnet wird. Villen, große Gärten, der Zweitporsche vor der Garage und mittendrin all die geschneigelten Menschenkinder, die sich solch ein Leben leisten können. Von seinem Arbeitszimmer blickt Meyer auf eine parkähnliche Gartenlandschaft. Alles bestens.

Doch hinter Meyers Rücken tobt noch immer der Zweite Weltkrieg. In den Regalwänden seines Arbeitszimmers sind in deutscher, englischer, französischer, niederländischer, italienischer und griechischer Sprache Kriegsbücher in Regimentsstärke angetreten. Standardwerke stehen neben seltenen Erlebnisberichten oder Detailstudien, die nur in wenigen Exemplaren erschienen und längst vergriffen sind. In allen geht es um den Krieg, an dem Meyers Vater unbedingt teilnehmen wollte, um später seinen Kindern davon erzählen zu können. Und alle haben sie mit dem Foto zu tun, auf dem "Makrakomi" steht. Die Mutter hatte die Kinder angehalten, jeden Abend zu beten, dass der Vater eines Tages von dort heimkommen möge: "Lieber Gott, mach, dass mein Vater bald wiederkommt."

Aber der liebe Gott machte nicht. Stattdessen blieben seltsame Kapriolen der Hoffnung. "Ich habe 1955 am Radio gesessen, als die Namen der Männer verlesen wurden, die Adenauer aus der Sowjetunion zurückgeholt hatte. Ich wollte den Namen meines Vaters hören. Meine Mutter hatte immer gesagt, dass die Partisanen ihn vielleicht an die Sowjetunion ausgeliefert haben."

Aber auch Adenauer brachte den Oberzahlmeister Meyer nicht nach Hause, und so zog der Sohn schließlich selbst los, ihn zu suchen.

Im August 1963 reiste Meyer das erste Mal nach Griechenland. Er wollte den Ort sehen, an dem sein Vater verschwunden war, das geheimnisvolle Makrakomi. Dort stellte sich heraus, dass alle Dörfler den Vater kannten. Meyer beschreibt, wie seine Welt ins Wanken geriet, als das Porträt seines Vaters auf dem Dorfplatz herumgereicht wurde und immer mehr Einheimische den Abgebildeten erkannten. Man sprach gut von ihm, er war offenbar beliebt gewesen. Einer erinnerte sich, dass er dem Fremden Spielzeug für dessen Kinder daheim in Deutschland geschnitzt hatte. Tatsächlich hatte Meyers ältere Schwester zu Weihnachten einmal eine hölzerne Puppenwiege aus Griechenland bekommen.

Doch Meyer bemerkte auch, wie die älteren Männer des Ortes immer aufgeregter zu diskutieren begannen. Offenbar war damals etwas Ungewöhnliches geschehen. Aber was? Der Dreiundzwanzigjährige nahm sich vor, es herauszufinden. Eine wahnwitzige Idee. Eine Suche ohne Anfang und Ende. Ein Puzzle, bei dem fast alle Teile fehlen. Doch Meyer suchte, Jahr um Jahr. Lernte Griechisch, vergrub sich in Archiven, verschlang meterweise Fachliteratur, biss sich an jeder noch so entlegenen Fußnote fest, führte Korrespondenz mit ehemaligen Partisanen und Wehrmachtssoldaten. Befragte Zeugen nach jedem Detail und hielt die stundenlangen Gespräche auf Tonbändern fest. Begab sich auf die Suche nach den Teilnehmern an einer britischen Sabotageexpedition, die 1942 im Einsatzgebiet seines Vaters hinter den deutschen Linien abgesetzt worden war. Reiste nach London und bis nach Neuseeland, um mit diesen Männern zu sprechen. Suchte in abgelegenen Bergdörfern nach möglichen Zeitzeugen. In Athen engagierte Meyer einen Privatdetektiv und ließ den Mann beschatten, von dem er sich die endgültige Aufklärung über das Schicksal seines Vaters erhoffte. Er plante seine Operation Vatersuche generalstabsmäßig, als wollte er dessen Krieg noch einmal führen. Doch in Meyers Krieg ging es nicht um Sieg oder Niederlage. "Ich wollte nur wissen, was geschehen ist", sagt er, als müsse er sich entschuldigen dafür. Am Ende, nach einem Vierteljahrhundert, hatte er die Antwort gefunden.

Zunächst versuchte er herauszufinden, unter welchen Umständen sein Vater in die Hände der Partisanen gefallen war. Dabei lernte er viel über den Krieg auf dem Balkan. Er war anders, als sie es ihm daheim erzählt hatten. Auf den Karten hatte die Wehrmacht Anfang 1943 mit ihren balkanischen Hilfstruppen noch die Kontrolle über Südosteuropa. Aber die Wirklichkeit sah schon bald nach den Blitzsiegen über Jugoslawien und Griechenland im April 1941 anders aus. Die in den unterworfenen Staaten zurückgelassenen Besatzungstruppen waren zu schwach, um die Region zu kontrollieren. Deutsche und Italiener verschanzten sich in den größeren Städten zwischen Belgrad und Athen, außerhalb davon herrschten in vielen Landstrichen die Partisanen. Das galt auch für das Gebiet westlich der mittelgriechischen Stadt Lamia, in dem Hermann Meyer eingesetzt war. Er gehörte der 117. Eisenbahnpionierkompanie an, deren 260 Männer für den Wiederaufbau von zerstörten Brücken und Bahnanlagen zuständig waren. In der Gegend befanden sich außerdem einige vereinzelt "Wehrwirtschaftsbetriebe" - Sägereien oder landwirtschaftliche Güter, auf denen jeweils nur eine Handvoll Deutsche stationiert waren.

Spätestens im Frühjahr 1943 wurde es immer gefährlicher auf diesen einsamen Außenposten, denn den Deutschen ging es vor allem um die Sicherung der Bahnlinie Saloniki-Athen. Im November 1942 hatten britische Saboteure gemeinsam mit griechischen Freischärlern die Gorgopotamos-Brücke gesprengt und den deutschen Nachschub für Wochen gestört. Die Brücke war zwar von Meyers Kompanie wiedererrichtet worden, doch weitere Anschläge oder Überfälle waren nur eine Frage der Zeit.

Ende März 1943 war die Zeit gekommen. Ermutigt durch den Erfolg von Gorgopotamos und angespornt durch die britischen Offiziere, gingen die Partisanen in die Offensive. Eines der Angriffsziele war die Bahnstation bei dem Dorf Makriri. Der Bahnhof war ein Umschlagplatz für Erze aus umliegenden Bergwerken, die von hier nach Deutschland transportiert wurden. Wie viele strategische Punkte in Griechenland war er lächerlich schwach gesichert. Am Bahnhof von Makriri bestand das tausendjährige Reich aus dem Oberschlesier Viktor Schendzielorz, dem Sudetendeutschen Rudolf Zahout, dem Schwarzwälder Walter Kunz, dem Niedersachsen Kurt Pfaue sowie den Hessen Oskar Kudlick und Wilhelm Franz. Nachts hielten immer zwei von ihnen an den Gleisen Wache, während die anderen schliefen.

Die Partisanen hatten keine Mühe, dieses großdeutsche Sextett in der Nacht vom 28. auf den 29. März 1943 zu überwältigen und die Gleisanlagen zu zerstören. Die Gefangenen wurden in die Berge abgeführt. Durch ähnliche Überfälle gerieten in den folgenden Tagen weitere Deutsche in Gefangenschaft, auch Hermann Meyer und seine Begleiter in der Nähe von Makrakomi.

Sein Sohn hat Augenzeugen ausfindig gemacht. Die Deutschen hätten sich wehren können, berichteten sie. Aber sie haben es nicht getan, denn Meyer befand sich auf dem Rückweg von einem kurz zuvor ebenfalls überfallenen "Wehrwirtschaftsbetrieb", der für die Versorgung seiner Einheit zuständig gewesen war. Auch die dort stationierten Deutschen waren verschleppt worden. Meyer wollte sich zu ihnen führen lassen. Aber wohin hatte man sie gebracht? In den 1975 veröffentlichten Memoiren eines Veteranen der kommunistischen Partisanenbewegung "Elas" stieß Hermann Frank Meyer auf eine wichtige Spur. Der Autor beschreibt die Überfälle in der Region vom März 1943: "Nach allen diesen Angriffen, die generalstabsmäßig geplant und heldenhaft, unter großer Gefahr durchgeführt wurden, brachten die Elas-Kräfte eine Menge Kriegsbeute und an die 30 deutsche Gefangene aus den Nazi-Wachtposten und -Garnisonen nach Kolokythia."

Kolokythia - dieser Weiler ist bis heute so schwer zu erreichen, dass er auf vielen Karten nicht verzeichnet ist. Die Partisanen der Gegend hatten ihr Hauptquartier dort eingerichtet, weil weder Deutsche noch Italiener je so weit vorgedrungen waren. In Kolokythia war der Kreter Tassos Lefterias der starke Mann. Für den Partisanenführer war es eine große Zeit - 34 Deutsche und 16 Italiener hatten seine Männer innerhalb von wenigen Tagen in ihre Gewalt gebracht. Sie sollten nun gegen gefangene Partisanen ausgetauscht werden. Unten im Tal mussten die griechischen Bauern den Preis dafür zahlen. Als "Sühnemaßnahme" für die Entführung ihrer Soldaten durchkämmten Deutsche und Italiener die umliegenden Dörfer: "Von der Bevölkerung verlassene Ortschaften wurden zerstört. 280 Festgenommene in einem Sammellager untergebracht", heißt es in einem Einsatzbericht vom 9. April 1943. Am Tag zuvor hatten die in Kolokythia festgehaltenen Deutschen einen Brief an die deutsche Ortskommandantur in Lamia aufgesetzt. Zum Beweis, dass sie noch lebten, unterschrieben alle 34 Gefangenen. Als erster Meyer, der einzige Offizier unter den Verschleppten. Einer von Lefterias' Männern legte den Brief nachts vor dem Gebäude der Kommandantur in Lamia ab. Hermann Frank Meyer hat in den siebziger Jahren in einem Militärarchiv in Rom eine Abschrift gefunden: "Wir sind in der Zeit vom 28.3. bis 3. 4. unverschuldet in Gefangenschaft geraten und werden als Kriegsgefangene behandelt. Wir bitten, auf unsere Lage Rücksicht zu nehmen und unser Leben zu schonen. Wir bitten, den angebotenen Austausch anzustreben. Wir sind z. Zt. 34 deutsche und 16 italienische Kriegsgefangene."

Doch während die Italiener später tatsächlich freigelassen wurden - vermutlich war Lösegeld gezahlt worden -, blieb die Lage der Deutschen aussichtslos, zumal Meyer es abgelehnt hatte, sich als Unterhändler seiner Männer zum nächsten deutschen Stützpunkt zu begeben, da es mit Partisanen nichts zu verhandeln gebe. Daraufhin stellte Tassos Lefterias die Deutschen vor die Wahl, sich entweder seinen Männern anzuschließen oder erschossen zu werden. Was dann geschah, schildert einer der später freigelassenen italienischen Soldaten, dessen Bericht Meyer in Rom entdeckte: "Nach Aussage der Banditen war das Betragen der Deutschen ein vorbildliches. Im letzten Augenblick vor der Erschießung ertönte aus ihrem Munde ein weithin schallendes „Heil Hitler!“ Nur zwei Deutsche, ein Rudolf und ein Viktor, seien dem Tode entronnen, schrieb der Italiener.

Meyer war erschüttert, als er den Bericht fand. Sollten dies die letzten Taten und Worte seines Vaters gewesen sein? Und warum waren zwei Männer verschont worden? Damals wusste er noch nicht, dass er seinem Vater noch einmal begegnen würde, Jahrzehnte nach den Ereignissen, in den Memoiren eines Elakämpfers, der in Kolokythia zum Erschießungskommando gehört hatte. Es sei keine leichte Aufgabe, Wehrlose zu töten, schreibt der Veteran, "aber niemand von uns wird jemals das provozierende Verhalten des Hitler-Offiziers vergessen, der nicht aufhörte, uns mit seinen Heil-Hitler-Rufen und beleidigenden Äußerungen gegen Griechen zu irritieren, und dessen Verhalten von den anderen Hitler-Faschisten wie ein Roboter nachgeahmt wurde".

Der Vater - ein Fanatiker also, der seine Leute in den sicheren Tod führte? War es so? Oder waren hier Geschichtsfälscher am Werk, die ihren Mord an Wehrlosen rechtfertigen wollten? Eine Antwort fand Meyer schließlich bei einem Schäfer, der das Blutbad von Kolokythia als Halbwüchsiger miterlebt hatte: "Der deutsche Kapetanios schrie ‚Heil Hitler‘. Alle Deutschen hatten Haltung angenommen. Die Hände waren zwar an die des nächsten angebunden, aber sie versuchten alle, sie senkrecht nach unten zu halten, so als würden sie die Hände an die Hosennaht legen. Alle riefen, wie aus einem Munde: ‚Heil Hitler‘, und fast gleichzeitig knallte es aus allen Gewehren."

Nur zwei der Gefangenen standen nicht im Kugelhagel: Viktor Schendzielorz und der Sachse Rudolf Herrmann waren übergelaufen. Schendzielorz versuchte später zu flüchten, wurde aber gefangen und geköpft. Herrmann kämpfte bis Kriegsende mit den Partisanen und kehrte danach über Nordafrika und Hamburg in seine Heimatstadt Zwickau zurück, wo er als Eisenbahner arbeitete und 1978 starb. Nach der Wende machte Meyer seine Witwe ausfindig. Sie zeigte ihm ein Schreiben, mit dem ihr Mann sich in den fünfziger Jahren um eine Beförderung beworben hatte. Darin schrieb Herrmann, er habe eines Tages den Entschluss gefasst, zu den Partisanen überzulaufen, "um nicht auf einmal auf unschuldige Menschen schießen zu müssen. Ich begab mich dorthin und wurde freudig aufgenommen."

Es ist Nachmittag, als Meyer seine Geschichte zu Ende erzählt hat. Er willigt ein, noch einen Ausflug nach Waterloo zu machen, das nicht weit von Uccle entfernt ist. Im Museum der Gedenkstätte läuft ein Film, der das historische Gemetzel in zeitgenössischen Gemälden darstellt. Napoleons Truppen greifen an, Wellingtons Soldaten halten dagegen, Blüchers Preußen kommen. Wer es sich zutraut, kann auch auf die Pyramide steigen, von der aus sich ein Panoramablick über das ehemalige Schlachtfeld bietet. Meyer bereitet es nicht die geringste Mühe, die vielen Stufen zu besteigen, denn er ist Triathlet und läuft Marathon. Oben dann der weite Blick auf die wallonische Landschaft. Als wellige Ebene, "an deren Rändern die Trümmer der Dörfer verglühen", hat sich Friedrich Sieburg in seiner üppigen Napoleon-Biographie das Schlachtfeld von 1815 vorgestellt.

In den Büchern von Hermann Frank Meyer, der durch die Suche nach seinem Vater zu einem international anerkannten Kenner der Geschichte des Zweiten Weltkriegs am Balkan geworden ist, geht es kühler zu. Gerade ist unter dem Titel "Blutiges Edelweiß" sein neuestes Werk erschienen, ein investigativer Kraftakt von 798 Seiten über die Kämpfe und Verbrechen der 1. Gebirgs-Division im Zweiten Weltkrieg. Außer der üblichen Archivarbeit ist Meyer für das neue Buch quer durch den Kontinent gereist, um zwischen Athen, London und Mailand mehr als 70 Zeitzeugen zu interviewen. Aus betriebswirtschaftlicher Sicht rechne sich seine Arbeit natürlich

nicht, sagt Meyer. Aber wer hat schon eine betriebswirtschaftliche Sicht auf die Geschichte des eigenen Vaters?

Eine britische Reisegruppe hat die Pyramide von Waterloo erklommen, nun fotografieren sich die Männer gegenseitig, lauter kleine Wellingtons. Aus der Schlacht, die einst da unten tobte, haben Sieger und Verlierer viele heroische Legenden gestrickt. Hermann Frank Meyer hat keine Heldengeschichten zu bieten. Das ist, auch wenn er das gewiss nicht zugeben würde, sein Verhängnis. Wäre sein Vater als Brite im Kampf für das Empire mit einem letzten "God save the King" gefallen oder als Franzose mit einem "Vive la France" auf den Lippen, wäre das etwas anderes. Dann könnte der Sohn heute wie ungezählte Amerikaner, Briten oder Franzosen seines Alters mit Stolz auf den Vater blicken. Aber sein Vater starb nicht für den König oder für Frankreich, seine letzten Worte galten Hitler. Auch der ehemalige Freischärlerführer Tassos Lefterias hat das bestätigt, als Meyer den alten Mann schließlich ausfindig gemacht hatte in Athen. Er hatte sich als Deutscher vorgestellt, der an einem Buch über den Widerstand in Griechenland arbeite. "Sonst hätte der ja nie im Leben mit mir gesprochen."

Oft hat sich Hermann Frank Meyer gewünscht, sein Vater hätte es damals so gemacht wie Rudolf Herrmann aus Zwickau. Dann hätte er einen Vater gehabt. Aber Hermann Meyer wollte nicht mit den Partisanen kämpfen, und deshalb verlief die Lebensgeschichte des Sohnes anders. Es ist auch die Geschichte eines Vaters, dessen Verlust man betrauern, auf den man aber nicht stolz sein darf. Lässt sich ahnen, wie viele Deutsche ähnliche Geschichten aus jener Zeit mit sich herumtragen?

Text: F.A.Z., 16.08.2008, Nr. 191 / Seite 3